

Spitzentanz der Schweine

Edmund Gleede nimmt den „Zigeunerbaron“ bei Wort: Spielzeit startet mit heißer Diskussion

HOF. – Da kommt einer nach Hof und zeigt, wie man eine Operette auch inszenieren kann: eigenwillig und gewagt, als lebendiges Theater und nicht als herzscherzlichen Rührkitsch. Die Mehrheit des Publikums aber verlangt nach konventionellem Operetten-Kitsch, nach problemlosem Einander-Kriegen: So konnte Edmund Gleedes ungewöhnliche Bearbeitung von Johann Strauß' „Zigeunerbaron“, mit der am Freitag abend die Spielzeit des Städtebundtheaters begann, bei einem Teil der Zuschauer nicht ankommen.

Mit dem „Zigeunerbaron“ löste Gleede, einstiger Ballettchef der Münchner Staatsoper, zum zweitenmal heftige Diskussionen in Oberfranken aus. Mit seiner „Zauberflöte“ im vergangenen Jahr erntete er Lob und Protest in hohem Maß. Das Jahrbuch der Zeitschrift „Opernwelt“ „Oper'86“ rühmte diese „Prise armes Theater“ gegenüber vielen gescheiterten, pompös angelegten Mozart-Inszenierungen: In Hof, dem kleinsten der neun ständig spielenden Musiktheater Bayerns, sei es gelungen, die Handlung intelligent und phantasievoll neu zu erzählen.

Gleede hat Strauß' Partitur auseinandergenommen und zu einem neuen Stück zusammengesetzt. Zusammen mit Gernot D. Zahel, der für die gelungene Ausstattung verantwortlich ist, verwandelte er die Bühne in den Zigeuner-Zirkus Zsupán, ein Stück naiv heiler Welt, in der wilde Tiere eine Sensation sind und in der das Publikum die Kassandrarufer der Zigeuner-Wahrsagerin Czipra, die den unmittelbar bevorstehenden Kriegsbeginn prophezeit, nicht wahrhaben will. Der Rekrutenfänger Homonay kommt, und Zirkusdirektor

Zsupán, sein Star-Artist, der Zigeuner Barinkay, und das Zirkuspublikum folgen ihm begeistert an die Front. Als der Krieg nach Jahren endlich zu Ende geht, wissen die Heimkehrer, daß es „nur Verlierer“ gibt; die Zirkusleute mit Barinkay als Zigeunerbaron an der Spitze wandern aus in ein utopisches Land, in dem kein Krieg droht.

Ein scheinbares Paradox löst sich auf: Gleede hat mit seiner klugen Inszenierung eine Operette mit „Tendenz“ geschaffen. Um Frieden, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Toleranz wirbt er und bringt zu diesem Zweck seine Bearbeitung geschickt in die Nähe der politischen Revue.



Wie eine in sich geschlossene Nummer steht das beeindruckendste Ensemble des Abends, der Auftritt des Kriegswerbers Homonay unter den Zirkusleuten, im Mittelpunkt der Inszenierung.

Eugen Procter interpretiert den Werber in mancherlei Beziehung als entmenschlicht: als Mittelding aus roboterartigem General und sensenschwingendem Gevatter Tod, durch ein Megaphon singend, das seine Stimme verfremdet und beängstigend brutalisiert. Den kriegsverherrlichenden Original-Texten wird so ein zeitgemäßes, und das muß heißen: ein kritisches Vorzeichen vorgesetzt.

Die Idee, die Zigeunerschnulze zum Antikriegsstück zu verwandeln, verwirklichte Gleede auf einzigartige Weise. Das derart provozierte Publikum ließ sich nicht immer durch die zum Teil beachtlichen musikalischen Leistungen versöhnen. Joseph Levitt legte den Barinkay an zwischen gefühlvollem Liebhaber und Draufgänger, er sang kräftig, diszipliniert und brillant. Die Eingangsarie seiner Partnerin Saffi, gesungen von Laurel Bühler, war ein gelungener Auftakt für den Theaterabend; beider sensibles Duett „Wer uns getraut?“ ließ den von Gleede oft ironisierten Gefühlen freien Lauf. Zu einem musikalischen Höhepunkt wurde der technisch tadellos gesungene „Frühlingsstimmen-Walzer“ der Arsena, für die Martha Toney mit viel Szenenapplaus bedacht wurde.

Klaus Straube als musikalischer Leiter war, vor allem bei den großen Ensembles immer in der Lage, die Künstler auf der Bühne und die Hofer Symphoniker rhythmisch zusammenzuhalten. Und es gelangen ihm und dem Orchester die eingebauten Entre-Acte - Walzer-Zwischenspiele, zu denen im zweiten Akt ein leichtfüßiges Schweineballett klassischen Spitzentanz zum „Schatzwalzer“ bot – der witzigste Einfall des Abends.

Gleede macht das Hofer Theater zum Hofer Stadtgespräch; das war es nur selten. Dieser Regisseur, der stets auf der Suche nach dem Neuen auf dem Theater ist, hat Phantasie und Mut, und er will Widerspruch herausfordern. Interessant ist sein Theater allemal. Und das gehört zum Besten was sich über Theater sagen läßt.

Michael Thumser

„Zigeunerbaron“ in Hof

Neufassung von Edmund Gleede hinterläßt zwiespältigen Eindruck

Das Hofer Theater eröffnete die Spielzeit 1986/87 mit der Operette „Der Zigeunerbaron“ von Johann Strauß in einer Neufassung von Edmund Gleede, dem Regisseur der Aufführung. Die musikalische Einrichtung besorgte Klaus Straube, der zugleich das Werk dirigierte.

Die Aufführung hinterließ einen recht zwiespältigen Eindruck. Sie erschien als ein Zwitter von glänzend inszenierter, von Einfällen übersprudelnder und mitreißend gespielter Operette und bedrückendem Antikriegsstück, das aufrütteln sollte. Das paßt nicht so recht zusammen; auch wenn man die Operette so ernst nimmt, wie Herr Gleede das von sich behauptet. Ausgangspunkt für die Neufassung Edmund Gleedes waren ideologische Einwände gegen zwei vermeintliche Tendenzen des Stückes: Einmal gegen eine rassistische Diskriminierung der Zigeuner und zum andern gegen eine Verherrlichung des Krieges.

Nun kennt Herr Gleede den „Zigeunerbaron“ bis in alle Einzelheiten hinein sicher viel besser als ich. Aber wenn ich es recht sehe, fällt erst in seinem Dialog das Wort von der „Herrenrasse“, konstruiert erst er (im Programmheft) den Gegensatz zwischen „Ariern“ und Zigeunern. In der Operette ist es doch so, daß sich letztlich die Zigeuner als die besseren Menschen erweisen, deren Qualität vor dem Hintergrund beleidigender Äußerungen nur um so heller strahlt – ein stilistischer Kunstgriff, der Herrn Gleede sicher nicht unbekannt ist.

Was die Verherrlichung des Krieges angeht, die Edmund Gleede in der an sich kurzen Episode mit den Werbem und der Rückkehr aus dem Feldzug zu sehen meint, muß ich gestehen, daß ich auch nie so recht verstehen konnte, was das Ganze eigentlich soll. Im Couplet Zsupans, der nichts weniger als gern Soldat geworden ist, eine Verherrlichung des Krieges zu sehen, erscheint mir als abwegig. Er ist hier doch nichts anderes als der bereits in der römischen Antike von Plautus kreierte „Miles gloriosus“, der bramarbaisierende Krieger,

der mit Heldentaten aufschneidet, die er nie vollbracht hat.

Makabre Vision

Mit der Begründung, daß er „selber im Krieg geboren“ sei und „folglich eine solche Säbelrasselei nicht unkritisch inszenieren“ könne, walzt Edmund Gleede die an sich kurze Episode breit aus und stellt eine makabre Vision von Tod und Zerstörung, Kriegshysterie und Marschtritt auf die Bühne. Dazu muß ich als Angehöriger der Generation, die den ganzen Krieg mitgemacht hat, sagen, daß für uns der Krieg als Verbrechen gegen die Menschheit zu groß war, als daß er zwischen dressierten Schweinen und Messerwerfern, wackelnden Busen und nackten Männerpopos in seinem Wahnsinn auch nur annähernd dargestellt werden kann.

Obwohl Edmund Gleede die Handlung total umgekrempelt und auf zwei Akte reduziert hat, zeigt die Neufassung deutlich wieder drei Teile.

Der Bearbeiter hat die ganze Operette in den „Zigeuner-Zirkus Zsupan“ verlegt. Im ersten Teil stellen sich in glänzend inszenierten Zirkusnummern die Mitwirkenden nacheinander vor: Barinkay (Robert Woroniecki) führt sich mit seinem Auftrittslied als Akrobat, Zauberer, Jongleur und Dompfeuer ein. Saffi (Gillian Macdonald) ist seine Partnerin in der Messernummer. Als Wahrsagerin produziert sich Czypira (Eligia Klosowska). Zsupan (Claus Klinke) führt als Zirkusdirektor seine dressierten Schweine vor. Seine Tochter Arsena (Cristina Seidler) ist Koloratursängerin und ihr Geliebter Ottokar (Hans-Joerg Bock) macht den Pausenc clown. Unter den Zuschauern überwacht Carnero (Leo Hermann) als Zensor der bayerischen Staatsregierung die moralische Zulässigkeit des Programms und diktiert alle Bedenken seiner Sekretärin Mirabella (Marianne Lang), die sich nebenbei als Nymphomane ausweist. Eine fortlaufende Handlung wird nicht erkennbar. Mit dem Auftritt des Werbem Homonay (Jürgen Schultz) erfolgt ein bedrückender Einbruch in das heitere Zirkuspro-

gramm. Alle Anwesenden, Zirkusleute wie Zuschauer, werden zum Kriegsdienst gezwungen.

Wiederaufbau

Der dritte Teil (2. Akt) zeigt die Zerstörung des Krieges. Das Zirkuszelt brennt ab. Alle kehren jedoch unverseht heim und beginnen, über Rassenschranken hinweg vereint, den Wiederaufbau. Endlich finden sich nun die Paare – gemäß dem ursprünglichen Libretto – zusammen.

Dem Umbau der Handlung entspricht der in der Musik. Da blieb fast nichts am alten Fleck. Musik anderer Komponisten wurde hereingenommen. Die Aufführung, die bei Solisten, Chor, Ballett und Orchester ein hohes Niveau zeigte, wurde mit beachtlichem Beifall aufgenommen.

Rudolf Potyra

„A.Z.“, München & Nürnberg

Provinz- Posse um Schweine

Provinzposse am Städtebundtheater Hof: Weil einige honorige Premierenbesucher bei Edmund Gleeedes mit Aktualitätsbezügen gespickten Inszenierung des „Zigeunerbaron“ einen Schock davongetragen haben, ließ jetzt Intendant Reinhold Röttger einige Szenen streichen. Gleede, der in der vergangenen Saison schon mit einer ungewöhnlichen „Zauberflöte“ aufgefallen war und damit sogar überregionales Interesse nach Hof gelenkt hatte, mußte jetzt ein eingebautes „Schweineballett“ und einige Text-Anspielungen auf den Operetten-Freistaat wieder herausnehmen. Begründung des Intendanten: „Weil die Inszenierung zu lang war.“

„Frankenpost Hof“

„Zigeunerbaron“ wörtlich genommen: Hofer Spielzeit startet mit heißer Diskussion

Mit Theaterdonner beginnt die Spielzeit des Bayreuth-Partners in Sachen Schauspiel, Ballett und Oper: Das Theater Hof eröffnet am morgigen Samstag den Gastspielzyklus in der Stadthalle mit der Strauß-Operette „Zigeunerbaron“ in der Regie von Edmund Gleede. Die Premiere in Hof wirbelte vor und hinter den Kulissen ganz schön Staub auf. Kritiker Michael Thumser schrieb: „Gleede macht das Hofer Theater zum Hofer Stadtgespräch: Das war es nur selten. Dieser Regisseur, der stets auf der Suche nach dem Neuen auf dem Theater ist, hat Phantasie und Mut, und er will Widerspruch herausfordern. Interessant ist sein Theater allemal. Und das gehört zum Besten, was sich über Theater sagen läßt.“

Premierenbesucher verließen in der Pause das Theater, schrien Buh und Bravo, schrieben entrüstete Leserbriefe, gratulierten dem Theater. Und Intendant Reinhold Röttger? Er ließ, „weil die Inszenierung zu lang war“, wie Dramaturg Christian Marten der Presse mitteilte, ein Schweineballett streichen und alle Anspielungen, die sich auf die Politik des Freistaates Bayern bezogen.

Mit dem „Zigeunerbaron“ löste Gleede, einstiger Ballettchef der Münchner Staatsoper, zum zweitenmal heftige Diskussionen in Oberfranken aus. Mit seiner „Zauberflöte“ im vergangenen Jahr erntete er Lob und Tadel in hohem Maß. Das „Jahrbuch Oper '88“ rühmte diese „Prise armes Theater“ gegenüber vielen gescheiterten, pompös angelegten Mozart-Inszenierungen: In Hof, dem kleinsten der neun ständig spielenden Musiktheater Bayerns, sei es gelungen, intelligent und phantasievoll die Handlung neu zu erzählen.

Was der Regisseur selbst zu seiner Inszenierung sagt, haben wir auszugs-

weise einem Gespräch zwischen ihm und Dramaturg Marten entnommen.

Marten: Inszenieren Sie den „Zigeunerbaron“ so wie er ist?

Gleede: Ihn inszeniert kein Regisseur vom Blatt. Der letzte Hofer „Zigeunerbaron“ wurde von Herrn Röttger inszeniert, und der hat sich auch seine eigene Spielfassung zusammengestellt – mit neuen Texten und mit vielen branchenüblichen Strichen. Wenn ich die alte Fassung von Röttger spielen wollte, dann bräuchten wir nur eine Wiederaufnahme, keine Neuinszenierung. Das ist ja der Sinn des Theaters, daß man die schönen alten Geschichten immer wieder neu und anders erzählen kann.

Marten: Striche, dazu eine Arie von Verdi, einen Marsch von Berlioz – darf man das?

Gleede: Die Frage ist nicht, ob man darf, sondern: ob man muß. Ich für meinen Teil kann nicht anders. Aber auch das ist Operetten-Usus. Denken Sie nur an all die vielen „Gräfin-Mariza“-Aufführungen, in denen „Ungarische Tänze“ von Johannes Brahms eingebaut werden.

Marten: Woran liegt es, daß am „Zigeunerbaron“ immer so viel geändert wird?

Gleede: Es liegt vor allem an der Story, am Libretto und an den Dialogen. Die sind von Ignatz Schnitzer; und da reiht sich gewissermaßen ein Schnitzer an den nächsten.

Marten: Wieso ist dann der „Zigeunerbaron“ die beliebteste deutsche Operette?

Gleede: Weil ein klassischer Schlager den nächsten jagt. Ich bin mir ziemlich sicher, daß dem Johann Strauß das Libretto Wurst war, der hätte auch das Telefonbuch vertonen können.

Marten: Im Zweifelsfall entscheiden Sie sich nicht für die Story, sondern für die Musik?

Gleede: Man kann aus den Musiknummern neue Handlungen entwickeln, indem man sie ernst und wörtlich nimmt. Ich kann eine Zelle wie „Der Elefant mit seinem Rüssel rührt den Salat mir in der Schüssel“ wörtlich inszenieren. Ein hübsches Bild. So kann man die alten Geschichten neu machen, ohne daß Musik und Text Schaden nehmen.

Marten: Was ist mit dem Krieg, der in dieser Operette keine geringe Rolle spielt?

Gleede: Er wird hier nicht nur verharmlost, sondern sogar verherrlicht. Das Stück stammt aus einer kaisertreuen und patriotischen Zeit. Und wenn man heute immer wieder Richard Wagner für die Nazi-Zeit mitverantwortlich macht, dann müßte man konsequenterweise dem „Zigeunerbaron“ eine Mitschuld geben an jener Kriegsbegeisterung, mit der die 17jährigen in den Ersten Weltkrieg zogen. Ich nehme diese Kriegsszenen genauso wörtlich wie den Salat vom Elefanten. Interessant ist, daß es Strauß offensichtlich sehr unbehaglich war bei diesen Texten, denn er hat die militaristischen Nummern so orchestriert, daß man von diesen Texten so wenig wie möglich versteht. Erst wenn man das Textbuch liest, stehen einem die Haare zu Berge. Ich habe mich mit vielen Sängern unterhalten, die den „Zigeunerbaron“ schon Hunderte von Malen auf der Bühne mitgemacht haben. Die sagen alle, daß sie diese Texte ganz schrecklich finden und daß sie sie mit dem allergrößten Unbehagen singen – und zwar möglichst so, daß man kein Wort davon versteht.

Ebenfalls vor der Premiere sagte Gleede in diesem Gespräch: „Ich habe hier in Hof das große Glück, mit einem Intendanten, einem Dirigenten (Klaus Straube) und einem Ausstatter (Gernot D. Zahel) zu arbeiten, die das Stück alle schon mehrfach gemacht haben. Sie sind alle von dieser Neukonzeption überzeugt, weil sie meinen, die Musik von Johann Strauß komme hier voll zur Geltung und diese neue Version bringe ein Mehr an Musik und Unterhaltung.“

Gespannt sind die Hofer, was die Bayreuther zum wörtlich genommenen „Baron“ sagen werden. Einige Theaterabonnenten ließen sich schon kopscheu machen und gaben ihre Karten zurück. Nach dem Motto: Lieber gar nichts als was Ungewohntes? Lassen wir uns überraschen. ml